

3 Edith Stein — Zum Gedächtnis ihres Todes vor 25 Jahren

Von Dr. Angela Rozumek

Im September 1933 schreibt Edith Stein: „Die letzten Monate haben die deutschen Juden aus der ruhigen Selbstverständlichkeit ihres Daseins herausgerissen. Sie sind gezwungen worden, über sich selbst, ihr Wesen und ihr Schicksal nachzudenken. Aber auch vielen anderen jenseits der Parteien Stehenden hat sich durch die Zeitereignisse die Judenfrage aufgedrängt . . . Ich habe in diesem Monat immer wieder an eine Unterredung denken müssen, die ich vor einigen Jahren mit einem Priester und Ordensmann hatte. Es wurde mir darin nahegelegt, aufzuschreiben, was ich als Kind einer jüdischen Familie an jüdischem Menschentum kennengelernt habe, weil Außenstehende so wenig von diesen Tatsachen wußten.“ So entschließt sie sich in diesem Herbst 1933 in Breslau – die Dozententätigkeit in Münster ist ihr seit dem Frühjahr schon verwehrt – zu einer Niederschrift über ihre Familie. „Es sollte keine Apologie des Judentums sein“, sondern „ein Zeugnis.“ „Ich möchte nur schlicht berichten, was ich als jüdisches Menschentum erfahren habe“¹. Dieser Bericht ist ein kostbares Zeugnis geworden – nicht zuletzt in der Folge als Autobiographie der Verfasserin, wenn auch leider nur knapp der ersten Hälfte ihres Lebens.

Daß ihr elftes Kind an Jom Kippur geboren wurde, dem großen Versöhnungstag im jüdischen Jahr, nahm Ediths fromme Mutter als Zeichen besonderer Gnade des Himmels. Edith war noch nicht zwei Jahre alt, als der Vater auf einer Geschäftsreise starb und die Familie in schwierigen wirtschaftlichen Verhältnissen zurückließ. Die Mutter übernahm das Holzgeschäft und baute es in mühevollen Jahren aus. Aber sie war den Kindern mehr als die Ernährerin; sie war nach Ediths schönem Wort „die Mitte der Familie, von der alles Leben und alle Wärme ausging“.

Die Heimat der Mutter war ein Landstädtchen in Oberschlesien, Lublinitz, wo sich ihre Großeltern, die aus dem Posener Land stammten, 1843 niedergelassen hatten. Der Großvater der Mutter war viele Jahre Kantor und Vorbeter; er hatte einen Betsaal im eigenen Hause. Die Familie war arm, „konnte sich aber immer noch etwas für Ärmere absparen“. Eine der sieben Töchter – es waren noch vier Söhne da – wurde Ediths Großmutter, die ihrerseits in ihrer Ehe mit dem Seifensieder und späteren Kolonialwarenhändler Salomon Courant 15 Kindern das

Leben schenkte. Es war ein frommes, fröhliches, wohlütiges, schließlich auch wohlhabendes Haus, in dem zwar nicht mehr das tägliche Bibel- und Talmudstudium gepflegt, aber „alle gesetzlichen Vorschriften aufs strengste beobachtet“ wurden. Die Familie war in Stadt und Land hochgeachtet – wobei man hinzufügen darf, daß im ländlichen Oberschlesien weithin ein freundschaftliches Verhältnis zwischen Christen und Juden bestand.

Lublinitz war für Edith und ihre Geschwister die zweite Heimat, das Ferienziel, an das sie die schönsten Erinnerungen hatten. Tante Mika, Ediths besondere Liebe, hielt nach dem Tode der Großeltern die religiöse Tradition aufrecht, die sonst in der Familie allmählich dahinschwand. Auch in der Breslauer Michaelisstraße 38, wo die älteren Kinder, wie Edith berichtet, der Mutter manches von den alten Gebräuchen abhandelten. Das große Fasten am Versöhnungstag aber wurde von allen gehalten. Die Mutter war vom frühen Morgen an, nachdem sie sich zärtlich von jedem Kind verabschiedet hatte, in der Synagoge; die Kleinen gingen zur Totenfeier hin, während „zu Hause zwei große, dicke, weiße Kerzen zum Andenken an unsere Verstorbenen brannten“.

Hedwig Conrad-Martius hörte später mit Entzücken zu, wenn die Freundin von Sitte und Brauch in ihrer Kindheit daheim erzählte. Von sich selbst berichtet Edith, sie habe trotz der frommen und geliebten Mutter ihren Kinderlauben früh verloren. Seit dem 15. Lebensjahr war sie Atheistin. In dem Jahr, das sie in Hamburg in der Familie ihrer ältesten Schwester verbrachte, hatte sie sich das Beten gänzlich abgewöhnt. Die strengen moralischen Grundsätze der Mutter jedoch gab sie niemals auf. Der unersättliche Hunger der Heranwachsenden nach Wissen und Kenntnis erstreckte sich auf andere Dinge als die der Religion. Sie lernte und las mit Eifer und Wonne, war voller Ehrgeiz – die Glanzschülerin der Viktoriaschule und an der Universität eine Studentin, die alle überflügelte. Aber bei aller Anlage zum Blausrumpf ließ sie ihre geselligen Talente keineswegs verkümmern, wanderte mit Geschwistern und Freunden in die schlesischen Berge, tanzte ohne müde zu werden, verfaßte Gelegenheitsgedichte, wurde von Verwandten und Bekannten bewundert und geliebt, wenn auch vermutlich zugleich ein wenig gefürchtet, weil sie unbekümmert kritisierte, was ihr kritikbedürftig erschien. Unbedingte Wahrhaftigkeit ist ein Wesenszug, der sie lebenslang kennzeichnet. Äußert sie sich bei dem jungen Mädchen reichlich unbekümmert – milder und weiser geworden, wird Edith es vollkommen lernen, daß sie sich mit Schonung und Schweigen vereinen läßt. Sie konnte „strengste Kritik“ üben, „unerbittlichste Wahrheiten“ sagen, ohne zu verletzen, werden spätere Gesprächspartner überzeugend versichern.

Der große Verwandten- und Freundeskreis umschloß fast ausschließlich Söhne und Töchter assimilierter jüdischer Familien. Zuweilen war ein Gesetzestreuer aus dem Osten darunter als ein gutmütig oder belustigt geduldeter weißer Rabe; die übrigen waren der religiösen Überlieferung mehr oder weniger ferngerückt.

¹ Aus dem Leben einer jüdischen Familie. Edith Steins Kindheit und Jugend. Löwen und Freiburg/Br. 1965, S. 4 (Edith Steins Werke, hrsg. v. Dr. L. Gelber und P. R. Leuven, Bd. VII).

Eine autobiographische Skizze über ihren Weg in den Karmel, im Dezember 1938 geschrieben, findet sich in dem Lebensbild, das ihre Priorin im Kölner Karmel gezeichnet hat: Teresia Renata de Spiritu Sancto, Edith Stein, Schwester Teresia Benedicta a cruce. Eine große Frau unseres Jahrhunderts. Freiburg/Br. 1962, S. 97–109.

Dringend zu wünschen wäre eine Sammlung und kritische Herausgabe der vorhandenen Briefe. Die an ihre Freundin Hedwig Conrad-Martius gerichteten liegen in vorzüglicher Ausgabe vor (München 1960). Die in diesem Jahr vom Kölner Karmel besorgte „Auslese“ von Briefen an verschiedene Empfänger läßt leider die Namen der Adressaten aus und bringt manche Briefe stark beschnitten. (Edith Stein, Briefauslese 1917–1942, mit einem Dokumentenanhang zu ihrem Tode, hrsg. vom Karmel „Maria Frieden“ in Köln, Freiburg/Br. 1967.

Während ihres vierten Semesters gab ein älterer Studienfreund, Dr. Moskiewicz, ein Ostjude, Edith im philosophischen Seminar ein Buch in die Hand, das die entscheidende Wende ihres Studiengangs, ja ihres ganzen Lebens einleiten sollte, Husserls „Logische Untersuchungen“. Edith stürzte sich in den Weihnachtsferien hinein, war bald mit Haut und Haar gefangen und überzeugt, *den* philosophischen Lehrer gefunden zu haben, den „Meister“, wie sie ihn später mit seinen andern Schülern verehrungsvoll zu nennen pflegte – übrigens gar nicht zu Husserls Vergnügen. Um die Phänomenologie an der Quelle zu studieren, ging sie im nächsten Semester nach Göttingen.

Sie wurde Husserls beste Schülerin – „geborene Phänomenologin“, die sie war, wie ihre Freundin Hedwig Conrad-Martius urteilt, selbst Husserl-Schülerin ersten Grades. „Ihr nüchterner, klarer, objektiver Geist, ihr unverstellter Blick, ihre absolute Sachlichkeit prädestinierten sie dazu¹.“

Die Phänomenologen waren „Realisten“ in dem Sinne, daß sie mit den „Sachen“ in ihrer wesenhaften Reinheit zu tun haben wollten, den Blick offen haben wollten für das Sein in allen nur denkbaren Erscheinungsweisen. Das hieß auch, das Auge offen haben für die Existenzmöglichkeit des Transzendenten. So fanden viele von ihnen über die Wissenschaft hinaus zu neuen – oder alten – Ufern des Glaubens. Es sei ihnen „beständig eingeschärft“ worden, berichtet Edith, alle „Scheuklappen“ abzuwerfen. Bei ihr lockerten sie sich besonders in den Vorträgen, die Max Scheler in diesem Sommer 1913 in der „Philosophischen Gesellschaft“ hielt, dem engeren Kreis der Husserl-Schüler. „Es war die Zeit, in der er ganz erfüllt war von katholischen Ideen und mit allem Glanz seines Geistes und seiner Sprachgewalt für sie zu werben verstand. Das war meine erste Berührung mit dieser bis dahin völlig unbekannten Welt. Sie führte mich noch nicht zum Glauben. Aber sie erschloß mir einen Bereich von Phänomenen, an denen ich nun nicht mehr blind vorbeigehen konnte².“

Im Januar 1915 legte sie in Göttingen ein glänzendes Staatsexamen ab (in Philosophie, Geschichte und Deutsch). Im Glückwunschbrief schrieb ihr damals die Mutter, ihre Freude wäre noch größer, wenn Edith daran denken wollte, *wem* sie diesen Erfolg verdankte. Aber „so weit“ war Edith noch nicht. „Ich hatte in Göttingen Ehrfurcht vor Glaubensfragen und gläubigen Menschen gelernt . . .“, erklärt sie, „aber ich hatte den Weg zu Gott noch nicht wiedergefunden.“

Den Ausbruch des Ersten Weltkrieges, ein halbes Jahr zuvor, erlebte die 23jährige wie die meisten Deutschen, auch die meisten deutschen Juden, mit vaterländischer Begeisterung.

„Sie müssen also auch hinaus“, sagte jemand zu Adolf Reinach, dem jungen Privatdozenten für Philosophie, der lächelnd antwortete – sehr zu Ediths Zufriedenheit –: „Ich muß nicht, ich darf!“

Adolf Reinach war der erste Husserl-Schüler, der sich habilitierte, Husserls rechte Hand in Göttingen und die lebenswürdige Brücke zu den Studenten. „Unser geliebter jüngerer Lehrer“, nennt ihn Hedwig Conrad-Martius, und Edith meinte nach der ersten Begegnung, es sei ihr nie im Leben ein fremder Mensch mit so reiner Herzensgüte entgegengekommen.

Sie selbst meldete sich nach der Kriegserklärung unverzüglich beim Roten Kreuz in Breslau und ließ sich zur

Schwesternhelferin ausbilden. Ihr unbekümmerter, hingabefreudiger Mut und eine widerstandsfähige Gesundheit erlaubten ihr – freilich ohne die Einwilligung der Mutter – den Dienst in einem österreichischen Seuchenlazarett in Mähren mit elend kranken Soldaten aller Zungen des Vielvölkerstaates. Sie muß eine vorzügliche Krankenpflegerin gewesen sein, ein Trost für alle, nicht nur durch ihre unermüdliche Dienstbereitschaft, sondern schon durch ihr freundliches Wesen, die Gabe schneller Auffassung und Einfühlung, ihr Sprachtalent. Sie hat in späteren Jahren noch oft und hingebend Kranke gepflegt, in der Familie, im Kloster, einmal drei Wochen lang auch den grippekranken Husserl, der inzwischen Professor in Freiburg geworden war und sie zu seiner Assistentin gemacht hatte.

Vorher hatte sie in Breslau noch das Graecum gebaut – zur Erholung vom Lazarettendienst, wie Husserl sie neckte – und in Freiburg an einem glühend heißen Augusttag den philosophischen Doktor, beides, versteht sich, wie das Staatsexamen mit den ersten Noten. Ihre umfangreiche Dissertation behandelte das Problem, das sie sich schon im ersten Göttinger Semester gewünscht und gewählt hatte – höchst bezeichnend für sie –, das Problem der Einfühlung. Als Husserls Assistentin übernahm sie ein Vorseminar zur Einführung in die phänomenologische Methode – ihren berühmten „philosophischen Kindergarten“ – und half dem „Meister“ bei der Entzifferung und Ordnung seiner zahllosen, unleserlichen Handzettel.

Aber sie entbehrt die selbständige wissenschaftliche Arbeit. In den Briefen an Roman Ingarden, einen polnischen Husserl-Schüler und Studienfreund, der ihren Summa-cum-laude-Doktor mitgefeiert hatte, klagt sie beweglich und humorvoll – mit dem Humor, der trotzdem lacht –, daß sie über den Zettelhaufen allmählich verblöde und freier sein möchte, „um wieder einmal auf eigene Faust etwas anfangen zu können“. So gibt sie am Ende des Wintersemesters 1917/18 die Stellung bei Husserl auf – in aller Freundschaft. Das rühmliche Zeugnis, das er ihr ausstellt, schließt mit dem reizenden Satz: „Sollte die akademische Laufbahn für Damen eröffnet werden, so könnte ich sie an allererster Stelle und aufs wärmste für die Zulassung zur Habilitation empfehlen.“ Eine Frau, und noch dazu eine jüdische Frau, auf dem Lehrstuhl einer deutschen Universität? Eine kühne Vorstellung im Jahre 1918!

Die nächsten Jahre verbrachte Edith teils in Freiburg, teils in Breslau, monatelang auch in Bergzabern auf dem Obstgut ihrer Freunde Conrad-Martius. Sie war nun „frei“ für eigene Arbeiten und für die Lösung der sehr persönlichen Probleme, die sie bedrängten.

Im November 1917 war Adolf Reinach in Flandern gefallen. Edith war nach Göttingen gefahren, um seiner Frau bei der Sichtung des schriftlichen Nachlasses zu helfen. Ihr Urteil hatte bei den Husserl-Schülern jetzt schon besonderes Gewicht. Die Haltung, mit der Anna Reinach den überaus harten Schlag trug, ließ Edith auf überwältigende Weise erfahren, was es um die Kraft aus dem Kreuz ist – Reinach hatte sich im letzten Feldurlaub mit seiner Frau taufen lassen – und um die Glaubensgewißheit vom Leben über den Tod hinaus. „Es war der Augenblick, in dem mein Unglaube zusammenbrach und Christus aufstrahlte“, bekannte sie viele Jahre später, „Christus im Geheimnis des Kreuzes.“

Die damals mit aller Gewalt aufbrechenden Fragen ließen sie nicht mehr in Ruhe. Wir wissen nicht viel über die inneren Kämpfe dieser Jahre. In dem schönen Bericht über die Hochzeit ihrer Lieblingsschwester Erna Anfang De-

¹ Briefe S. 65.

² E. Stein, *Aus d. Leben* . . . S. 183.

zember 1920 – die Trauung nach jüdischem Zeremoniell und die Festfeier – erwähnt sie, daß es ihr damals „gesundheitlich recht schlecht“ gegangen sei, „wohl infolge der seelischen Kämpfe, die ich ganz verborgen und ohne jede menschliche Hilfe durchmachte“. Secretum meum mihi, wehrt sie einmal sogar die Freundin Hedwig Conrad-Martius ab. Schon das kleine Mädchen hatten die großen Schwestern ein Buch mit sieben Siegeln genannt.

Später wird Edith von dieser Zeit sagen: „Meine Sehnsucht nach Wahrheit war ein einziges Gebet.“ Daß sie leidenschaftlich suchte, las, sich unterrichtete, forschte, ist bei einer Natur von solcher Geistigkeit und Gründlichkeit nicht anders denkbar. Die Nacht in Bergzabern, in der sie sich in die Selbstbiographie Teresas von Avila hineinlas, bringt wohl nur den Abschluß und den erlösenden endgültigen Entschluß. „Als ich das Buch schloß, sagte ich mir: Das ist die Wahrheit.“ Am Neujahrsmorgen 1922 empfängt sie die Taufe. Sie wählt den Namen Teresia-Hedwig. Hedwig nach der Freundin, die ihre Patin wurde.

Jetzt schon steht ihr der Karmel, Teresas Orden, als lokales Ziel vor Augen. Immer hatte sie das Letzte, das Äußerste, der höchste Gipfel angezogen. Aber sie wußte, daß sie ihrer Mutter den Schmerz dieser Trennung jetzt noch nicht antun durfte, da sie schon schwer genug am Übertritt der Tochter in die Kirche trug. Aus den Erinnerungen einer jüdischen „Schülerin“ und Freundin, die in den Jahren vor und nach Ediths Konversion viel im Hause Stein verkehrte, erfahren wir einiges aus Ediths Leben in Breslau in dieser Zeit. Professor Guttman hatte Gertrud Koebner empfohlen, sich von ihr als der besten Interpretin Husserls in die phänomenologische Methode einführen zu lassen. Aus diesen Stunden entwickelte sich ein freundschaftliches Vertrauensverhältnis, auch zu Ediths Mutter. Frau Koebner bezeugt, mit welch liebendem Takt Mutter und Tochter sich gegenseitig zu schonen trachteten, so sehr sie beide darunter litten, daß die Wege ihrer Glaubensüberzeugungen auseinanderliefen. In dem nahen Verkehr mit Edith schloß sich für Gertrud Koebner, wie sie dankend bekennt, „eine neue Welt“ auf. Sie lernte durch Edith nicht nur Husserl und den Kreis der Husserl-Schüler kennen, sondern auch Kierkegaard und Teresia von Avila, aber zugleich spürte sie, daß Edith sich „mit peinlicher Rücksicht“ hütete, sie ihrem jüdischen Glauben zu entfremden.

Zu den Arbeiten, die in dieser Zeit entstanden, gehören die „Beiträge zur philosophischen Begründung der Psychologie und der Geisteswissenschaften“ – ein bescheidener Titel für ein gewichtiges und umfangreiches Werk –, „Edmund Husserl zum 60. Geburtstag gewidmet“. Es finden sich darin Stellen, die wie Bekenntnisse anmuten, von fast bestürzender Transparenz der Aussage¹.

Von Ostern 1923 an wirkte Edith als Lehrerin am Lyzeum und Seminar der Dominikanerinnen in Speyer. Schülerinnen und Schwestern erlebten an ihr die vollkommene Übereinstimmung von Glauben und Leben. Da sie die Kunst der Zeiteinteilung in seltenem Maße besaß und gewohnt war, konzentriert zu arbeiten, scheint sie auch hier immer für alle und alles Zeit gehabt zu haben, wie man es schon in Breslau von ihr rühmte. Man weiß von Rat- und Hilfesuchenden, die zu ihr kamen, und von Besuchen, die sie im stillen bei Armen und Kranken machte. Zu helfen und wohlzutun, gehörte zu dem schönen Erbe aus ihrem Elternhaus. Für die wissenschaftliche Arbeit blieben ihr

die Abendstunden. In diesen Jahren arbeitete sie, angeregt von P. Przywara SJ, an einer Übertragung von Briefen und Predigten Newmans aus der anglikanischen Zeit und an der Übersetzung der Quaestiones disputatae de veritate Thomas von Aquins. Diese Übersetzung wurde – mit einem Vorwort von Martin Grabmann – als erste Übersetzung ins Deutsche und durch die Anmerkungen als Auseinandersetzung mit der modernen Philosophie ein Werk, das ihren Namen bei katholischen Theologen und Philosophen bekannt und berühmt machte.

P. Przywara war es auch, der ihr die Brücke zum benediktinischen Beuron baute, wo sie die geistliche Heimat fand, ehe sich die Karmelpforte für sie auftat. An den kirchlichen Hochfesten, in der Osterzeit und Weihnachten, wurde es ihr nach ihrem eigenen Wort „der Vorhof des Paradieses“. In Erzabt Rafael Walzer fand sie den verständnisvollen geistlichen Berater.

Aber man ließ sie nicht in der klösterlichen Stille von Speyer und Beuron. Wiederum scheint es besonders der oberschlesische Landsmann gewesen zu sein, der in den Kreisen der katholischen Akademiker und der Frauen auf sie aufmerksam macht. Man holt sie zu philosophischen, pädagogischen, religiösen Vorträgen, nicht nur in Deutschland, sondern auch in die Schweiz, nach Böhmen und Österreich. Als einzige weibliche Teilnehmerin wird sie zum Thomistenkongreß nach Paris-Juvisy eingeladen. Ihr Vortrag über das „Ethos der Frauenberufe“ bei der internationalen Tagung des Akademikerverbandes in Salzburg 1930 wurde der Höhepunkt der ganzen Woche. Wie überall wirkte sie über ihr Wort hinaus durch die ausstrahlende Lauterkeit und Schlichtheit ihres Wesens, einer unaufdringlichen Macht, der sich kein Empfänglicher entziehen konnte. Sie war keine Schönheit wie ihre Schwestern Else und Erna, „die orientalische Prinzessin“, aber noch das unzulänglichste Foto verrät, wie schön ihr großes, klares, leuchtendes Auge war, Spiegel des Inneren.

Als sie in diesen Jahren in Bonn zu sprechen hatte, baten wir sie in unseren kleinen Studentinnenkreis. Keine von uns vergaß, mit welchem Ernst sie aussprach, die Geschichte der Völker würden mehr als man ahne in den beschaulichen Klöstern entschieden.

Inzwischen hatte sich ohne ihr eigenes willentliches Zutun ihre öffentliche Tätigkeit so ausgedehnt, daß es geraten schien, den Schuldienst in Speyer aufzugeben (Ostern 1931). Eine Zeitlang sah es so aus, als sollte sich jetzt der Wunsch ihres alten Lehrers erfüllen und der doctissima mulier, wie die Promotionsurkunde sie rühmte, die akademische Laufbahn öffnen. In Breslau ist besonders Professor Koch darum bemüht. In Freiburg scheinen die Kollegen vom Fach nicht ganz so interessiert, jedoch nicht dagegen zu sein. Schließlich ergab sich nicht mehr als eine bescheidene Dozententätigkeit am katholischen Institut für wissenschaftliche Pädagogik in Münster. Und dies auch nur für ein Zwischenspiel von zwei Semestern. Als Hitler zur Macht kommt, ist für sie wie für alle Juden kein Platz mehr im herrlichen deutschen Reich. Am 22. Februar 1933 hält sie in Münster ihre letzte Vorlesung.

Daß ihr die neuen Machthaber die weitere öffentliche Wirksamkeit versagten, nahm Edith Stein als Wink oder Erlaubnis von Oben, nun dem Ruf des Herzens folgen zu dürfen: der Gipfel des Karmel leuchtete neu und nahe vor ihr auf. Jetzt konnte auch Erzabt Rafael nicht mehr ihrer Frage und Bitte widerstehen. Er hatte sie bisher vom Klostereintritt zurückgehalten, weil er überzeugt war, eine Frau mit ihren außerordentlichen Gaben des Geistes und Herzens sei zum Wirken in weiteren Kreise berufen.

¹ Z. B. S. 43 über das religiöse Erlebnis eines Atheisten, S. 76 über „das Ruhen in Gott“.

War es nicht dennoch jetzt so etwas wie eine Flucht hinter die schützenden Mauern des Klosters? Wer Edith kannte wie ihre Schwester Erna wußte, daß ihr nichts ferner lag. Aber Hans Biberstein, der Schwager, glaubte doch, ihr sagen zu müssen, wenn eine Existenzsorge zu ihrem Entschluß beigetragen habe, solle sie wissen, daß sie „bei ihnen leben könnte, solange sie selbst noch etwas hätten“.

Edith hätte nach Südamerika „ausweichen“ können. Sie hoffte, für ihre Mutter wäre es noch erträglicher, sie in einem Kloster in Deutschland zu wissen als an einer Schule jenseits des Ozeans. Zumal eine Karmelgründung in Schlesien im Werden war und von vornherein die Absicht bestand, sie später von Köln nach Pawelwitz bei Breslau zu versetzen.

Edith hat die letzten Wochen, die sie daheim verbrachte, geschildert, den fassungslosen Schmerz der Mutter, ihre eigene Qual, den herzerreißenden Abschied. Am Tag vor der Abreise war sie noch wie immer mit der Mutter zum Gottesdienst in der Synagoge gewesen.

Die innige Liebesbindung, die gerade zwischen dieser Tochter und ihrer großgearteten Mutter bestand, riß auch jetzt nicht ab. Edith schrieb, wie ihr ganzes Leben vorher, wenn sie nicht in Breslau weilte, jede Woche einen liebevollen Brief nach Hause. Es dauerte freilich lange, bis die Mutter es über sich brachte, dem Antwortschreiben der Geschwister einen Gruß anzufügen.

Am 15. April 1934 nach dem Probehalbjahr empfing Edith das Ordenskleid. So viel an Prominenz des Geistes hatte der Kölner Karmel noch nicht in seinen Mauern gehabt, so viele Leuchten der Wissenschaft, die sich an diesem Tag einfanden, um mitzuerleben, wie jemand, der wahrhaftig das Zeug hatte, unter ihnen zu glänzen, allen Glanz abtat, um nur noch des Herrn zu sein. Es mag sich mancher dabei gefragt haben, wie diese hochgebildete, grundgelehrte Frau ein Milieu als ausschließlichen Lebensraum zu wählen vermochte, in dem es aller Voraussicht nach kaum einen Gesprächspartner geben würde, der ihr geistig gewachsen war. Aber sie hatte längst *den* Gesprächspartner gefunden.

Erzabt Rafael, der sie kannte wie wohl niemand sonst, forderte in der Predigt die Teilnehmer der Feier auf, Gott zu danken, daß er ihnen Edith Stein geschenkt habe. Er bat alle, auch der Mutter dankbar zu gedenken, die eine solche Tochter geboren und erzogen hatte. Er sprach die Hoffnung aus, daß dieses Talent nicht „im Kloster begraben“ sein möge, sondern sein Licht weiter ausstrahlen dürfe, wenn auch auf etwas anderem Wege als vorher. Die Oberen des Karmel waren in der Tat so einsichtig, schon der Novizin die Weisung zu geben, ihre wissenschaftliche Arbeit fortzusetzen. Husserl war glücklich, als er es hörte. Sie selbst hatte keineswegs damit gerechnet. Neben einer Reihe kleinerer Arbeiten schrieb sie in den Karmeljahren ihr großes philosophisches Werk „*Endliches und ewiges Sein*“ als den „Versuch eines Aufstiegs zum Sinn des Seins“ und im letzten Jahr die „*Kreuzeswissenschaft*“, eine „Studie über Johannes vom Kreuz“, die man als die „Summe ihres eigenen Lebens“ bezeichnet hat.

Aber die Wissenschaft, so sehr dieser kluge, klare Kopf für die schöpferische Denkarbeit geschaffen schien, konnte ihr nicht mehr genügen. Sie freute sich jetzt auf den Sonntag, weil er sie vom Schreibtisch löste, um sie ganz frei zu machen für die andere, die innerste, geistliche Welt. Was für eine Beterin muß sie gewesen sein! Schon vor dem Karmel war, wer Edith Stein beten sah, von ihrer Sammlung ergriffen, die Schwestern und Schülerinnen in Speyer, die Mönche und die Gäste in Beuron, die Studentinnen in

Münster – auch ihre Mutter in der Breslauer Synagoge. So wie Edith habe sie noch nie jemand beten sehen, verwunderte sie sich einer Bekannten gegenüber, „und das Seltsamste, sie konnte aus ihrem Buch alles mitbeten!“ Edith liebte die Psalmen, die ihr jeden Tag in der Liturgie begegneten. Seit sie in Beuron zu Hause war, betete sie täglich das monastische Brevier, also in der Woche den ganzen Psalter mit seinen 150 Psalmen. Abt Rafael meinte, sie sei mit der Liturgie vertraut gewesen „wie ein Mönch von 50 Klosterjahren“. Ob es der frommen Mutter nicht doch einen kleinen Trost bedeutete, wenn sie erfuhr, daß dies Kind, das ihr treulos schien, jeden Tag Gott mit den gleichen Liedern lobte wie die Väter, waren es auch nicht mehr die gleichen äußeren Laute?

Bei der Einkleidung hatte Edith auf ihren Wunsch den Namen *Teresia Benedicta a cruce* erhalten – nach dem Vater der Mönche – wörtlich: die vom Kreuz Gesegnete. Als man sie vor ihrem Eintritt fragte, was sie im Karmel suche, war dies ihre Antwort gewesen: „Mit dem Herrn das Kreuz tragen.“ Ahnte sie damals schon, worin dieses Kreuz bestehen würde? Sie meinte immer zu wissen, er habe ihr im Karmel etwas Besonderes aufgespart. Nicht die Rettung, o nein. Einer Besucherin, die sich dahin aussprach, entgegnete sie sofort, sie sei überzeugt, eines Tages hier auch „herausgeholt“ zu werden.

Ediths heiße Liebe zu ihrer Familie und ihrem jüdischen „Volk“ wurde nach ihrer Konversion nicht geringer, eher stärker und tiefer; es gibt dafür viele Zeugnisse. Es drängt sich einem der Eindruck auf, sie sei sich seit ihrem Eintritt in die Kirche und erst recht seit dem Eintritt ins Kloster zu jeder Stunde bewußt gewesen, wo ihre tiefsten Wurzeln lagen. „Sie glauben nicht“, sagte sie zu P. Hirschmann, „was es für mich bedeutet, Tochter des auserwählten Volkes zu sein, nicht nur geistig, sondern auch blutsmäßig zu Christus zu gehören.“ Es mögen manche ihrer Äußerungen zum jüdischen Schicksal „eine nicht durchgeklärte Theologie verraten und von vorgeprägten... Formeln bestimmt sein“¹. Sie bedürfen aber wohl auch einer erleuchteteren Ausdeutung, als sie zuweilen gegeben wird. Zweifellos litt sie darunter, daß ihre Angehörigen, ihre Freunde, ihr „Volk“ nicht zu der Erkenntnis gelangten, die ihr eigenes Leben erfüllte und beglückte, und nichts wünschte sie allen, die sie liebte, sehnlicher als die Begegnung mit Jesus Christus im Glauben. Das Wort aus dem Passionsbericht „Sein Blut komme über uns und über unsere Kinder“ muß sie tief erschüttert haben. Aber etwa zu meinen, sie habe die Verfolgungen einfachhin als Strafe für jüdische Schuld, gar Kollektivschuld gesehen, wäre primitiv. Die sonst so Sanfte konnte sehr lebhaft werden, überliefert eine Mitschwester, wenn etwas „gegen Juden“ geäußert wurde. „Die Verfolgung der Juden ist die Verfolgung der Menschheit Christi“, war ihre Überzeugung.

Mit leidenschaftlichem Interesse hatte sie die zionistischen Bestrebungen verfolgt – und dann ebenso das Wachsen der antijüdischen Propaganda von Jahr zu Jahr. Vor ihrem Klostereintritt trug sie sich mit dem Gedanken, in einer Privataudienz Papst Pius XI. um eine Enzyklika zur Judenfrage zu bitten². Da man ihr nur eine allgemeine Audienz in Aussicht stellen konnte, brachte sie ihr Anliegen in einem Brief vor, den Erzabt Rafael persönlich

¹ P. Paulus Gordan OSB in dem schönen Gedenkwort in „*Erbe und Auftrag*“ 1962, S. 28.

² Den Kommentar Hilda Gräfs in ihrer *Edith-Stein-Biographie* zu diesem Vorhaben kann man nur aufs lebhafteste bedauern, s. daselbst S. 130/131.

dem Papst übergab. Eine Antwort erhielt sie nicht, nur den päpstlichen Segen für sich und die Ihren. Man fragt sich bestürzt und beschämt, warum wir Söhne und Töchter der Kirche damals nicht auch an den Papst mit einer solchen Bitte herangingen.

An den Schicksalen und Drangsalen ihrer Verwandten und Freunde nahm Schwester Benedikta mit blutendem Herzen Anteil. Sie beriet, half, vermittelte, soweit es in ihrer Macht stand. Einige ihrer Geschwister konnten mit ihren Familien rechtzeitig nach Amerika auswandern, eine Nichte nach Palästina.

Ihre Mutter starb am 14. September 1936. Am gleichen Tag, dem Fest der Kreuzerhöhung, wurden im Karmel die Gelübde erneuert. Nach der Feier sagte Schwester Benedikta einer vertrauten Mitschwester: „Als ich an der Reihe war, meine Gelübde zu erneuern, war meine Mutter bei mir. Ich habe ihre Nähe deutlich empfunden.“ Im Laufe des Tages traf das Telegramm aus Breslau ein: zur gleichen Stunde war die Mutter, 88jährig, entschlafen. Dem Gerücht, sie habe vor dem Tode konvertiert, trat Schwester Benedikta in mehreren Briefen entgegen. „Meine Mutter hat bis zuletzt an ihrem Glauben festgehalten. Aber weil ihr Glaube und das feste Vertrauen auf ihren Gott von der frühesten Kindheit bis in ihr 87. Jahr standgehalten hat und das letzte war, was noch in ihrem schweren Todeskampf in ihr lebendig blieb, habe ich die Zuversicht, daß sie einen sehr gnädigen Richter gefunden hat und jetzt meine treueste Helferin ist, damit auch ich ans Ziel komme.“¹

In einem Brief an die Geschwister dankt sie besonders der Schwester Frieda, die jetzt Mutters Stelle im Haus einnimmt, daß sie ihr das Gebetbuch der Mutter, „die Hanna“, geschickt hat: „Es sind so viele Erinnerungen damit verknüpft. Als Kind habe ich sie Mama manchmal holen dürfen. Und als ich zum ersten Mal nach meiner Taufe mit ihr auf dem Friedhof war, betete sie erst selbst daraus und reichte mir dann aufgeschlagen das Gebet, das Kinder am Grabe ihrer Eltern zu sagen haben. Ohne diese Erinnerung hätte ich vielleicht nicht den Mut gehabt, um dieses Buch zu bitten. Jetzt schlug ich gleich wieder dieses Gebet auf und fand darin denselben Glauben wieder, der uns so selbstverständlich ist und auf den ich mich jetzt stütze. Er ist dem Judentum nicht fremd, nur leider bei den meisten nicht lebendig...“²

Im Dezember kam ihre Schwester Rosa, die schon lange – als einzige ihrer Geschwister – Ediths Weg im stillen mitgegangen war, nach Köln, um sich auf den Eintritt in die Kirche vorzubereiten. Weihnachten empfing sie die Taufe. Von nun an wird ihr Schicksal mit dem der größeren Schwester verknüpft bleiben bis zum Ende.

Inzwischen treiben in Deutschland die politischen Verhältnisse vom Argen ins Ärgere und Ärgste. Wahlen sind eine Farce. Gewalt, Mord und Lüge herrschen. Angst verwirrt die Gewissen. In manchen Klöstern, auch im Kölner Karmel, meint man, es wäre zu verantworten, wenn man, um nicht die gefürchtete Aufhebung herauszufordern, für Hitler stimme, da das Wahlergebnis ja doch gefälscht würde. „Aber gegen diese Auffassung“, berichtet Mutter Renata, die Priorin, „erhob Schwester Benedikta mit großem Eifer ihre Stimme. Die sonst so Sanfte und Nachgiebige war nicht wiederzuerkennen. Immer wieder beschwor sie die Schwestern, Hitler nicht zu wählen, ganz gleich, welche Folgen für den einzelnen oder die Gemeinschaft daraus

entstünden. Er sei ein Feind Gottes und werde Deutschland mit sich ins Verderben reißen.“³

Im Laufe des Jahres 1938 verdichtete sich Schwester Benediktas Befürchtung, daß der Kölner Karmel durch ihre Anwesenheit im Konvent gefährdet sei. Sie bittet dringend, versetzt zu werden: „Werft mich wie Jonas ins Meer, ehe das ganze Schiff untergeht!“ Ihr Herzenswunsch, ins Heilige Land zu kommen, in den Karmel von Bethlehem, ließ sich nicht mehr erfüllen. Aber der Karmel von Echt im holländischen Limburg kann sie aufnehmen. Ein befreundeter Arzt bringt sie am Silvesterabend 1938 über die Grenze.

Im nächsten Jahr kann Rosa ihr nach Echt folgen und als Oblatin des Karmel Pfortendienst tun und der Schwester nahe bleiben.

Eine kurze Spanne der Ruhe und Geborgenheit. Auch im neuen Konvent erobert sich Schwester Benedikta schnell die verehrende Liebe der Mitschwestern trotz aller offensichtlichen Ungeschicklichkeit in den häuslichen Künsten. Dafür ist Rosa an der Pforte darin um so geschickter. Schwester Benedikta gibt Novizenunterricht und arbeitet über den Ordensvater Johannes vom Kreuz zum vierten Zentenarium seiner Geburt, das 1942 festlich begangen werden soll.

Die „Kreuzeswissenschaft“, ihr letztes großes Werk, kann man nur mit Erschütterung und Bewunderung lesen. Sie hat sich jahrelang damit beschäftigt, aber es doch in nur neun oder zehn Monaten niedergeschrieben, wie in fliegender Eile, in der Ahnung befristeter Freiheit und Zeit – Wirkenszeit, Lebenszeit –, neben dem vollen klösterlichen Tagewerk, neben einem ausgedehnten Briefwechsel, neben den niederschmetternden Nachrichten aus Deutschland von den Geschwistern⁴, schließlich auch neben zermürbenden Gängen zu Ämtern und Dienststellen. In der Zwischenzeit waren ja auch die Niederlande von der deutschen Wehrmacht „überrollt“ worden; begleitet von dem Hölleklüngel der Partei und Gestapo.

Auch der holländische Karmel durfte den Geächteten nicht Heimat werden. „Wir haben hier keine bleibende Stätte, wir suchen die zukünftige“, dies Paulus-Wort ist immer in Schwester Benedikta lebendig. Sie war bereit zu sterben, ja, sie hatte sich Gott angeboten als Sühnopfer für die Verfolgten und die Verfolger. Aber sie war zu nüchtern und zu demütig, um nicht zu wissen, daß sich keiner der äußersten Mut- und Kraftprobe des Martyriums – mit der Hoffnung, sie zu bestehen – stellen darf, wenn sie ihm nicht unabweisklich abgefordert wird. Einen Zettel mit den Worten Jesu: „Wenn sie euch in einer Stadt verfolgen, flieht in eine andere“ (Mt. 10, 23) trug sie im letzten Jahr immer auf dem Herzen.

In der Schweiz bemüht sich Dr. Verena Borsinger aufs eifrigste für Schwester Benedikta um Zuflucht und Zuzug. Es scheint endlich zu gelingen. Der Karmel von Le Paquier ist bereit, sie aufzunehmen. Aber Schwester Benedikta ist um keinen Preis bereit, sich allein zu retten, d. h. ohne Rosa zu kommen. Es gelingt, auch für Rosa ein klösterliches Refugium zu finden. Doch ehe in der sicheren Schweiz und im unsicheren Holland alle Ausweise, alle Empfehlungen und Genehmigungen, alle „notwendigen“ Unterlagen für die Aus- und Einreise beisammen sind – ach, alle diese kostbaren Papiere –, ist es zu spät. Vielleicht wäre eine Rettung noch möglich gewesen, wenn

³ Teresia Renata, S. 158. Zu Hilda Gräfs Bemerkungen hierzu – vgl. ihre Edith-Stein-Biographie S. 242/243 – ist dasselbe zu sagen wie S. 66, Anm. 2.

⁴ Der Bruder Arno wurde mit seiner Familie nach Theresienstadt deportiert, die Schwester Frieda in ein Lager nach Polen.

¹ u. ² Briefauslese S. 93 u. 95.

Schwester Benedikta eingewilligt hätte, illegal zu gehen. Aber sie war nicht willig und fähig zu einer Lüge.

Am 26. Juli 1942 wird in den katholischen Kirchen Hollands ein Hirtenschreiben der Bischöfe verlesen, das die Deportationen der Juden und Zwangsarbeiter anprangert. Der Protest nutzt nicht, er zeitigt das Gegenteil. Am 2. August wird in allen holländischen Klöstern verhaftet, wer jüdischer Abstammung ist. Um 17 Uhr ist die Gestapo mit dem Überfallwagen in Echt. Rosa ist wie gelähmt. Schwester Benedikta ergreift ihre Hand: „Komm, wir gehen für unser Volk“, das ist das letzte Wort, das man in Echt aus Schwester Benediktas Mund gehört hat.

Am gleichen 2. August erklärt der deutsche Generalkommissar Schmidt in einer öffentlichen Rede die Verhaftungen als Gegenmaßnahme zum bischöflichen Hirtenbrief und die katholischen Ordensleute als „unsere schlimmsten Gegner“, die so schnell wie möglich in den Osten deportiert werden mußten.

In Echt treffen in den nächsten Tagen einige Zeilen von Schwester Benedikta aus dem Lager Westerbork ein. Zwei Männer aus Echt, die sich mit warmer Kleidung, Decken, Lebensmitteln, Medikamenten auf den Weg machten, können noch mit ihr sprechen. Sie sind ergriffen von ihrer Ruhe und Gefäßtheit. Auch die wenigen, die man vor dem Abtransport aus dem Lager entließ, werden später von ihrer Ruhe berichten, ihrer Hilfsbereitschaft, wie sie sich sofort der von ihren verzweiferten Müttern vernachlässigten Kinder annahm, sie wusch, kämmte und fütterte – sie „ging unter den Frauen umher, tröstend, helfend, beruhigend wie ein Engel“ –, man erinnert sich ihres Lächelns, ihrer beinahe heiteren Gelassenheit. Die tiefer blickten, sahen aber auch den Abgrund von Leid in ihrem Auge, wenn sie ihre Schwester Rosa anschaute.

Am frühen Morgen des 7. August fuhr der Zug mit den Todgeweihten aus Westerbork ab. Am Bahnhof Schifferstadt kann Schwester Benedikta aus dem vergitterten Fenster eines Gefangenenwaggons einem Bahnbeamten und einer ehemaligen Schülerin ein paar Worte zurufen und Grüße an Freunde ausrichten lassen. Die letzte Nachricht erhielt eine Freundin in Freiburg, neun Worte mit Bleistift auf einem Zettel: „Grüße von der Fahrt nach Polen. Schwester Teresa Benedikta.“ Es ist das letzte, das allerletzte Lebenszeichen.

Wir wissen nichts über ihre letzten Stunden¹. Es ist uns kein Wort mehr überliefert. Aber wir dürfen der Zuversicht sein, daß sie das namenlose Grauen in dem Geist bestanden hat, der sie seit langem beseelte, dem Geist starkmütiger, opferwilliger, vertrauender Liebe.

Im Oktober 1938 hatte sie in einem Brief von der bedrückenden Lage ihrer Geschwister geschrieben und hinzugefügt: „Aber ich vertraue, daß die Mutter aus der Ewigkeit für sie sorgt, und darauf, daß der Herr mein Leben für alle angenommen hat. Ich muß immer wieder an die Königin Esther denken, die gerade darum aus ihrem Volke herausgenommen wurde, um für das Volk vor dem König zu stehen. Ich bin eine sehr arme und ohnmächtige kleine Esther, aber der König, der mich erwählt hat, ist unendlich groß und barmherzig. Das ist ein so großer Trost.“²

¹ Von den 987 jüdischen Menschen, die am 7. August von Westerbork nach Auschwitz verschickt wurden, haben drei Männer das Lager überlebt. Zwei von ihnen kehrten nach Holland zurück. Sie erinnern sich, in einer Gruppe von Frauen und Kindern eine Anzahl Frauen in Nonnenkleidung gesehen zu haben. Diese ganze Gruppe wurde, wie sie später von älteren Lagerinsassen erfuhren, unmittelbar nach der Ankunft in die Gaskammer gebracht. Siehe Dokumentenanhang der „Briefauslese“ S. 146 ff.

² Briefauslese S. 110.

Zum Werk von Edith Stein:

„Edith Steins Werke“ werden gesammelt herausgegeben von Dr. L. Gelber, Archivar des Husserl-Archivs in Löwen und P. Romaeus Leuven OCD bei Editions Nauvelaerts, Löwen, und Verlag Herder, Freiburg/Br.:

BAND I: *Kreuzeswissenschaft. Studie über Johannes a Cruce*. 1950, 21954.

BAND II: *Endliches und ewiges Sein*. Versuch eines Aufstiegs zum Sinn des Seins. 1950, 21962.

(Der Druck, 1936 im Breslauer Verlag Borgmeyer begonnen, mußte nach mehreren Pausen 1939 ganz eingestellt werden, obwohl der 1. Band fertig umbrochen, die Druckfahnen des 2. Bandes gesetzt waren.)

BAND III: *Des heiligen Thomas von Aquino Untersuchungen über die Wahrheit* (Quaestiones disputatae de veritate 1–13). *Übertragung aus dem Lateinischen*. 1952 (zuerst erschienen Breslau 1931, Verlag Borgmeyer).

BAND IV: *Dass. (Quaestiones disputatae de veritate 14–29)* 1955 (zuerst wie oben Breslau 1932).

BAND V: *Die Frau. Ihre Aufgabe nach Natur und Gnade*. 1959 (einzelne Beiträge schon veröffentlicht 1928, 1930, 1931, 1932, 1933).

BAND VI: *Welt und Person*. Beitrag zum christlichen Wahrheitsstreben. 1963.

BAND VII: *Aus dem Leben einer jüdischen Familie*. Kindheit und Jugend. 1965 (s. u. S. 148).

Werke, die bisher nicht in den obigen Bänden erschienen sind:

Zum Problem der Einfühlung. Inauguraldissert. Freiburg 1917. *Beiträge zur philosophischen Begründung der Psychologie und der Geisteswissenschaften* im Jb. f. Philos. u. phänom. Forsch., hrsg. v. E. Husserl, Halle, Verlag Niemeyer, Band V 1922.

Untersuchungen über den Staat, ebenda Band VII 1925.

J. H. Newman, *Briefe und Tagebücher bis zum Übertritt zur Kirche*. Übers. aus d. Englischen, Mchn. 1928. Theatiner-Verl.

Die Phänomenologie Husserls und die Philosophie des heiligen Thomas. Festschrift f. Husserl, Halle 1929. Niemeyer.

Das Gebet der Kirche. 1936. Nachdruck in „Erbe und Auftrag“, Benediktinische Monatshefte. 1962, Nr. 1, S. 29 ff.

Briefe an Hedwig Conrad-Martius, mit einem Essay über Edith Stein von H. Conrad-Martius. München 1960. Kösel (s. u. S. 149).

Briefauslese 1917–1942, mit einem Dokumentenanhang zu ihrem Tode, hrsg. vom Karmel, Köln. Freiburg 1967. Herder-Verlag.

Schrifttum über Edith Stein (Auswahl):

Sr. Teresa Renata: Edith Stein, eine große Frau unseres Jahrhunderts. Schwester Teresa Benedicta a Cruce, Philosophin und Karmelitin. Nürnberg 1948. Glock und Lutz (vgl. FR Nr. 2/3, 1949, S. 42); 7. Aufl. 1954.

(Die Zitate in unserem Beitrag nach Herderbuch Nr. 3, 8. Aufl. 1962.)

Elisabeth Kawa: Edith Stein, die vom Kreuz Gesegnete. Berlin 1953. Morus-Verlag.

Hilda Graef: Edith Stein, Versuch einer Biographie. 3. Aufl. von „Leben unter dem Kreuz“. Frankfurt/M. 1958. Verlag Josef Knecht.

Marta Paulus: Edith Stein, Aus Leben und Werk. München 1960. Verlag Schnell und Steiner.

Maria Bienias: Begegnung mit Edith Stein. Leipzig 1963. Sankt-Benno-Verlag.

Sr. Teresa a Matre Dei: Edith Stein auf der Suche nach Gott. Kevelaer 1963. Butzon und Bercker (vgl. FR XV, 57/60 S. 152).

Erich Przywara: Edith Stein. („In und Gegen“, Stellungnahmen zur Zeit, S. 61–73.) Nürnberg 1955. Glock und Lutz.

John M. Oesterreicher: Edith Stein. Witness of Love. (Walls are crumbling S. 326–372, Seven jewish philosophers discover Christ. Foreword by Jaques Maritain.) New York 1952. The Devin Adair Comp.

Elisabeth de Miribel: Edith Stein, 1891–1942, Préface de H.-J. Marrou. Paris 1953. Editions du Seuil.